

3. Am Rio Plate.

(Kolonie Hansa, Staat S. Katharina, Brasilien.)

Von Pfr. Dr. Aldinger-Hammonia.

Der erste Hahnschrei am Plate! Nun ist die Kultur auch in dieser Gegend eingezogen. Mit dem ersten Hahnschrei? Jawohl! Nicht überall ist die Kultur sogleich in moderner Weise zur Stelle, mit dem Piff der Lokomotive oder dem Rattern des Automobils. Die altväter'sche Art der Besitzergreifung von einer Wildnis und ihrer Umwandlung in Kulturland charakterisirt sich durch den Hahnschrei. Wer etwa im Wald, in den Bergen oder in der Heide sich verlaufen hat, horcht er nicht, ob er nicht einen Hahn krähen hört und folgt er nicht gern diesem Anzeichen menschlicher Wohnungen? Der Jäger verrät sich durch den Knall seiner Büchse und das Gebell seiner Hunde; aber er hat keine bleibende Statt. Wo eine feste Ansiedlung entsteht — zumal im Urwald —, der nicht wie die Pampa oder Prärie den größeren Haustieren schon Nahrung gewährt, da ist ein Trüppchen Hühner unter Führung des Hahns das erste, dem Menschen folgende Hausgetier, außer dem treuen Hunde, der für seinen Herrn wacht und jagt. Der Wald-Ansiedler läßt seine Familie zunächst im Einwandererhaus oder bei einem schon besser eingerichteten Kolonisten, während er selbst auf seinem Landlos den Wald schlägt, einen Hausplatz räumt, eine Hütte errichtet. Hat er den trocken gewordenen Waldschlag gebrannt und soweit nötig gesäubert, dann beginnt das Pflanzen. Dazu holt er nun Frau und Kinder auf sein Grundstück; die Familie bringt aber neben all ihrem Hausrat einen Hahn und einige Hennen mit, die bei einem älteren Kolonisten gekauft wurden. Läßt nun der Hahn zum erstenmal seine Stimme an dem neuen Ort erschallen und verkündet mit seinem Kikeriki „Ich bin hie“ — ist er da nicht der Herold der häuerlichen Kultur, die dem Urwald ein neues Stück Land abgewonnen hat?

So kräht nun auch am Plate der Hahn. Doch, an welcher Stelle der Welt haben wir diesen Platz zu suchen? Es ist ja in den letzten Jahren im brasilianischen Urwald im Staate S. Katharina eine neue Kolonie entstanden, die „Hansa“ genannt, im Tale des Nordarms des Itajahy, am Rio Hercilio, im Hinterland des bekannteren „Blumenau“ gelegen. Dort treffen wir die Orte Hammonia (Hamburg) und Neubremen; dort vereinigen die Bezeichnungen der Flüsse die Namen der Hauptpersonen der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft, der Scharlach, Stolz, Vaeisy, Wiegand, Plate, Dollmann, Deneke.

Bis zur Einmündung des Rio Scharlach in den Rio Hercilio war von der Station Hansa und dem Hauptort Hammonia aus die Kolonisation schon vor 6 Jahren vorgeschritten; dann kam sie

zum Stehen. Im Urwaldgebiet des Borlandes haufen noch Indianer, Botokuden und Koroaden, die raubend und mordend mitunter Ausfälle machten; um so öfter, je mehr ihre früheren Jagdgründe eingeschränkt wurden. Wer mochte da fernerhin der äußerste Kolonist sein, nie sicher vor einem Ueberfall der Wilden? Dazu kam, daß die brasilianische Bundesregierung, die unterdessen ein Indianerschutzamt geschaffen hatte, die frühere Weise nicht mehr dulden wollte, wonach ein Ausfall der Indianer oder Buger mit einem Gegenzug sogenannter Bugerjäger geahndet wurde. Wie zur Sühne für so viele Grausamkeiten, die früher gegen die Indianer, namentlich in der portugiesischen Kolonialzeit, begangen worden waren, und die namentlich im Kautschuk-Gebiet des Amazonas noch nicht aufgehört haben, wenn auch die letzten dort verübten Greuel auf Rechnung einer englischen, auf peruanischem Gebiet arbeitenden Gesellschaft kommen, sollte nun in Brasilien die Befriedigung und Zähmung der Indianer in einem überaus menschenfreundlichen Sinne ausgeführt werden. Die Beamten des Indianerdienstes wurden aus den Anhängern der in Brasilien unter den Gebildeten und unter den führenden Politikern sehr geschätzten positivistischen Philosophie (des Franzosen Auguste Comte 1798—1857) gewählt. Diese Philosophie, auch Comtismus genannt, gibt sich selbst als Menschheits-Religion; sie verehrt nicht Gott, sondern die Menschheit als höchstes Wesen. So sehr sie dabei die führenden Geister auf jedem Gebiet, namentlich aber auf dem wissenschaftlichen und moralischen hoch schätzt, so schließt sie doch die niederen Rassen von ihrem Ideal nicht aus, ja macht sie gerade zum Gegenstande der von ihr verlangten reinen Menschenliebe, die weder von Gottesfurcht noch Selbstsucht getrübt ist. Da man in Brasilien die Mission, die dort schon immer seitens der katholischen Kirche, neuerdings besonders mit Hilfe deutscher Patres getrieben wurde, als Katechese bezeichnet, so nannte man den neu eingerichteten oben charakterisierten staatlichen Indianerdienst auch kurzweg Laien-katechese. Sie hatte zuerst einen schweren Stand in der öffentlichen Meinung. Es ist klar, daß die Anhänger der Konfessionen, besonders die überzeugten Katholiken, wenig davon hielten. Die Protestanten, vorzugsweise vertreten durch die deutschen Kolonisten im Süden, hatten selbst bisher nur einmal einen Versuch unternommen, ihre Missionspflicht zu erfüllen gegenüber den in den angrenzenden Wäldern hausenden Wilden. Der Versuch begann ganz richtig bei den zahmen Indianern im Hinterland von S. Katharina, wo am Chapeco und bei Palmas einige Toldos (Indianerdörfer) sind, um von da aus an die noch wilden und streifenden Vorden heranzukommen. Von diesen zahmen Indianern wurden aber die beiden protestantischen Missionen, die von den evangelischen Gemeinden Rio Grande do Sul ausgesandt waren, durch katholischen Einfluß wieder weggedrängt, bezw. die beiden Sendboten ließen sich verdrängen und kehrten wieder zurück, obgleich sie durch einen Fall von missionsärztlicher Praxis schon eine gute Verbindung mit einem

entfernten Häuptling angeknüpft hatten. Weiteres unterblieb dann von dieser Seite; in Rio Grande do Sul selbst waren die noch vorhandenen etwa 5000 Indianer schon länger gezähmt. Die in den großen Wäldern des oberen Itajahy-Gebiets in S. Katharina streifenden Horden machten sich weiterhin nur lästig und gefürchtet bei den angrenzenden Weißen durch ihre Ueberfälle, die sie in heimtückischer und feiger Weise ausführten. Kein Wunder, daß hier die weiße Bevölkerung Schutz für sich selbst und nicht für die Indianer verlangte. Dies geschah von solchen, die nach ihrer Rassen-theorie weder von geistlicher Mission noch von Laienkatechese etwas wissen wollten, in der Weise, daß Pulver und Blei als das beste Mittel, die Indianer, „die roten Brüder“ der Positivisten, zu zähmen, empfohlen wurde. Verwickelt wurde die Frage noch dadurch, daß es überhaupt unsicher war, ob es sich in S. Katharina noch um einen wilden Stamm handle, oder ob die ausfallenden Wilden nicht vielmehr Indianer seien, die sich aus den genannten Toldos am Palmas heimlich oder mit Jagderlaubnis entfernten. Da nun das Hinterland von S. Katharina schon früher von Parana besetzt und besiedelt wurde und trotz erfolgten Rechtspruchs des Obersten Bundesgerichts von Parana nicht herausgegeben wird, so setzte sich ferner die Meinung fest, daß man von Parana aus absichtlich die Indianer gewähren lasse, um die Kolonisation flusaufwärts von S. Katharina aus, zu stören und aufzuhalten, während man selbst vom Hochland her, flusabwärts, immer weiter noch freies und wildes Land an sich riß. Die Bevölkerung von Parana hatte auf den Entscheid des Gerichts, der das strittige Gebiet S. Katharina zuwies, mit einem noch heute andauernden Boykott der Waren von S. Katharina geantwortet. Wo die staatsbrüderliche Gesinnung solche Blüten trieb, war es da absurd oder unerlaubt, die ganze Indianerfrage in S. Katharina mit Mißtrauen zu betrachten und zur Lösung nur das Gewehr zu empfehlen? Wohl nicht; aber eine in menschlichem und christlichem Sinne gute Lösung war es nicht. Es sollte und mußte doch erst ein friedlicher Versuch mit ausreichenden Mitteln gemacht werden.

Unter diesen Verhältnissen hatte insbesondere die Kolonie Hansa zu leiden. Die Kolonisation stockte, die Bewohner an der Grenze lebten in steter Bedrohung, was namentlich die Frauen schwer ertrugen. Schob sich früher rasch ein Kolonist über den andern vor, so daß keiner zu lange der äußerste blieb und eine fortwährende Ablösung in der Grenzwacht auf diese Weise eintrat, so gab es nun Familien, die jahrelang den äußersten Vorposten inne hatten, da die Kolonisation sich in das Haupttal und in die Nebentäler erstreckt und mehrere Spitzen hat. Die Stockung in der Kolonisation ist natürlich auch der kolonisierenden Gesellschaft abträglich, die die Wege und Brücken gebaut hat und eine Verwaltung unterhält, um in der Arbeit weiterzuschreiten. Ebenso schädlich war der Zustand für die Geschäftsleute, die Kirchen- und Schulgemeinden, die sich alle auf weiteren Fortschritt der Besiedelung

und Vermehrung der Bevölkerung eingerichtet hatten. Niemand will doch mit großen anfänglichen Schwierigkeiten die Besiedlung eines Flußthals beginnen, um dann nach kurzem Anlauf stehen zu bleiben und zuzusehen, wie von anderer Seite her die Arbeit gemacht und zugleich der künftige Verkehr abgelenkt wird. Die Eisenbahnstation Hansa sollte den Verkehr aus dem Herciliotale sammeln und aufnehmen; wie aber, wenn auf mißgünstige Weise der unersättliche Nachbar durch eine erzwungene Verkehrs- und Zollpolitik es hindert, daß Personen und Waren ihren Aus- und Eingang zum und vom Meere auf dem natürlichen Handelswege nehmen?

Für alle Fragen und Interessen, die auf dem Spiele standen, wäre eine rasche, großzügige Kolonisation das Beste gewesen. Das war ohne Hilfe des Staates unmöglich: sie blieb aber aus, obgleich die brasilianische Regierung nirgends so gut, so billig, und so ohne unliebsame Zwischenfälle hätte kolonisieren lassen können, als am Rio Hercilio in Verbindung mit der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft. Denn diese Gesellschaft, an deren Spitze gegenwärtig Herr Kommerzienrat Stolz-Hamburg steht und die von Herrn Direktor Föhr-Bremen (Nordd. Lloyd) geleitet wird, hat zwei ansehnliche Ansiedlungsbezirke, „Humboldt“ bei Joinville und „Hamonnia“ bei Blumenau geschaffen, ohne daß die Bundesregierung einen Pfennig dafür auszugeben hatte, während die Staatsregierung eine ansehnliche Summe ($\frac{1}{4}$ Million Mülreis) für das Land einnahm. Die Ansiedlung einer Familie kommt in den Bundeskolonien alles in allem etwa auf 2—3000 Mark zu stehen (in einigen am falschen Orte angelegten Kolonien bis aufs Doppelte). Wären der Hansa nur 500—1000 Mk. für jede neu angesiedelte Familie zugebilligt worden, so wäre dadurch der höhere Landpreis der Hansa-Kolonien ausgeglichen worden und die Kolonisation könnte ungehindert fortschreiten. Wenn dabei zuerst zwei Hauptstraßen zum Hochland ausgeführt und besiedelt wurden, so war das den Wilden noch zur Verfügung stehende Land eingeschränkt, sie waren leichter unter Aufsicht zu nehmen, sie hätten wohl oder übel zahm werden müssen, wie ihre Stammesgenossen in Rio Grande, die schon früher von den Siedlungsgebieten so eingeschnürt wurden, daß ihnen der Atem der Wildheit ausging.

Indessen fand dieser, im „Hansaboten“ mehrfach gemachte Vorschlag, nicht die genügende Beachtung. Die Staatsregierung von S. Katharina zog es vor, die vom Bund geplanten Kolonien in Annitapolis und Esteves Junior anlegen zu lassen, in Gegenden, deren Erschließung sehr teuer kam und wo noch nicht abzusehen ist, wie sich die Kolonien einmal selbständig erhalten sollen, wenn der Bund seine Kolonisationsarbeit für geschlossen erklärt. Es war in S. Katharina wie in den anderen Staaten. Die Staatsregierungen boten dem Bund nicht die am besten und leichtesten zu kolonisierenden Ländereien an — diese konnten sie selbst vorteilhaft verkaufen — sondern die schwer zu erschließenden oder nutzbar zu machenden Gebiete. Die Kolonisationsbeamten des Bundes haben denn, ent-

sprechend den großen, ihnen zur Verfügung gestellten Mitteln, im Ganzen große und nützliche Aufwendungen für die Einwanderer gemacht; aber was hilft Zuckerbrot am Anfang, wenn es hinterher zum einfachen Schwarz- oder vielmehr Maisbrot nicht langen will? So erklären sich auch die verschiedenen Urteile über die heutigen brasilianischen Regierungskolonien. Der hochgestellte, die Kolonien nur flüchtig und in offizieller Führung besuchende Reisende, wie etwa Herr General von Gayl, sieht nur die unmittelbaren Fürsorgeeinrichtungen und Vergünstigungen, die auf ihn den besten Eindruck machen. Der Kenner des Landes und des Kolonisationswesens schätzt ab, was später und für immer aus der Kolonie nach Lage und Bodenbeschaffenheit werden kann und kommt zu weniger erfreulichen Ergebnissen.

Der Weg der schnellen Kolonisation mit Bundeshilfe erwies sich, wie gesagt, als ungangbar. So war zu erwägen, ob nicht durch den Indianerdienst eine Besserung herbeigeführt werden könnte?

Als ev. Pfarrer der Kolonie Hansa beschäftigte ich mich von Anfang an mit der Doppelfrage: Wie kann den Kolonisten Schutz vor den Ueberfällen der Wilden gewährt werden und wie könnten die Indianer am besten gezähmt, zivilisiert und missioniert werden, bezw. wie kann, je nach Befund, die Bugerfrage am besten gelöst werden. Als nach einem erneuten Ausfall der Indianer im Dezember 1910 der damalige Leutnant Wilica da Rosa als Beamter des Indianerdienstes in die Hansa kam, zuerst noch etwas im Wahn befangen, als ob die Indianer als „echte Brasilianer“ und geschätzte Landsleute, gegen die unbequemen Störenfriede, die deutschen Kolonisten zu schützen wären, dann aber bald zur richtigen Auffassung der Sachlage übergang, schlug ich ihm vor, zunächst Schutzwachen an die Spitze der Kolonisation zu legen; dann aber, weiter vorgeschoben, 25—30 km über der Siedlungsgrenze eine Station einzurichten, die nach rückwärts als Schutz für die weißen Ansiedler (neben den Deutschen sind es Brasilianer und Italiener), nach vorwärts als Schutz für die Noten zu wirken hätte. Nachdem erst die Wachen einige Monate ihren Dienst getan und die Hansa vor weiteren Heimsuchungen durch die Buger bewahrt hatten, die dafür allerdings an anderen Stellen, wie in Rio Polto und in Bonso Redondo viel Vieh der Kolonisten schlachteten, wurde nun an dem hierzu geeignetsten Plage, 30 km etwa oberhalb des Plazes Scharlach, des letzten Wohnbezirks der Hansa, der Einmündung des Plate-Flüßchens in den Hercilio, die gleichnamige Station Plate angelegt, wozu der Koloniedirektor in entgegenkommender Weise seine Einwilligung gab. Daß es sich dabei um eine dauernde Anlage handelt, das beweist eben der erste Hahnenschrei am Plate.

Es ist freilich nicht so, als ob der Plate damit zum ersten Mal ans Licht der Geschichte treten würde, wenigstens nicht unserer kleinen, bescheidenen Kolonisations-Geschichte. Schon gleich zu Beginn der Kolonisation hatte der damalige Direktor der Kolonie

N. W. Sellin den guten Gedanken, die Verbindung des unteren Flußthals mit dem Quellgebiet, das auf dem schon bewohnten, von der Nachbarseite her erschlossenen Hochlande liegt, herstellen zu lassen. Er ließ einen Walddurchhau und schmalen Weg machen, von Hammonia bis Moema, etwa 80 km lang durch den Urwald führend. Das war noch im Morgenrot der Kolonisation, auf das bis heute kein so recht glänzender Mittag folgen wollte. In der Mündung des Plate verließ der Weg oder die Piskade den Hercilio, um auf dem den Platefluß auf der Rechten begleitenden Höhenrücken zum Hochland aufzusteigen. Seit jener Zeit steht ein einfaches, kleines Holzhaus am Plate, das zu einer Jagdhütte sondergleichen wurde. Die Piskade verwuchs bald wieder; aber auf dem Kanoe den Fluß hochzufahren, am Uferlande die Fährten des Tigers, des Jaguars, der Wasserschweine, Rehe und Pacas auszuspähen, die Hunde drauf zu setzen und durch diese das Wild ins Wasser bringen zu lassen, zur leichten Beute des Jägers — das wurde ein Jagdvergnügen, zu dem keine Jagdarte nötig war, sondern vor allem eine Anzahl guter Hunde, ferner Mut, in diese von den Indianern durchstreiften Gebiete vorzudringen, Kraft und keine Wasserscheu, das Kanoe durch die Stromschnellen und kleinen Wasserfälle hinaufzuziehen. Das Platehaus bot ein sicheres und bequemes Standquartier, namentlich wenn schlechtes Wetter eintrat und der leicht und schnell gebaute Rancho nicht genügend Schutz geboten hätte. Der ganze Reiz brasilianischer Jagd erschloß sich am Plate. Fernab die menschlichen Siedlungen; die Sinne gespannt auf das Wild und auf die stets drohende Gefahr seitens der Indianer, deren Spuren vielfach sichtbar waren. Nie eine Not wegen des Wassers oder Brennholzes, wie etwa in der afrikanischen Steppe. Wie lustig durfte das reichlich gespeiste Lagerfeuer flackern, an dem es sich abends so schön saß oder lag, mit der Kaffeetasse oder Matecuje. Und das Gespräch? Natürlich Jagd- und Indianergeschichten. Der Fluß bot Fische in Menge (Trahiras und Mundis); aus dem Walde rief in tieferem Tone das Waldhuhn, der Matuk; von den Bäumen pfiß höher und leiser die fasanenartige Jacutinga, oder strich plötzlich mit lautem Ratschen der Jacuaßu ab. Dazu die nimmermüden, ewig schwaghafsten Papageien, das Krächzen der Tucane. Ließ sich aber das dumpfe Brüllen und Rollen der roten Brüllaffen hören, dann war es höchste Zeit zur Heimkehr vor dem Regen, dessen längere Dauer das zierliche Wasserhühnchen, die Saracura, mit seinem Rufe ankündigte. Der Tapir oder die Anta ist auf der Strecke Scharlach-Plate schon fast verschwunden. Hat nicht allein der berühmte Hund „Munko“ seinem Herrn gegen 200 Anten zugetrieben? Hatte er nicht eine Anzahl anderer Hunde eingelernt, als er seinen übergroßen Jagdeifer mit einem frühen Tode bezahlte? Die Ante geht sehr gerne ins Wasser zum Baden und sucht auch das Wasser, ähnlich wie Rehe und die dachsartigen Nager, die Pacas, bei hartnäckiger Verfolgung auf. So spielt sich die brasilianische Waldjagd einfach und doch unterhaltend ab, wenn das erste Erfordernis da

ist — gute Kunde! Sie nehmen die frische Spur, auf der das Wild in der letzten Nacht zum Wasser kam, auf, stöbern es im Lager auf, folgen und heken, wenn es flüchtig wird. Der Jäger im Kahn hört bald näher bald ferner das Geläute der Meute, bergauf und -ab geht die Jagd; jetzt kommt sie näher, der Jäger fährt der Stelle zu — da bricht der größte Dickhäuter Südamerikas, der Tapir, mit kurzem Rüssel und dickem Mähnenwulst, durchs Ufergebüsch und stürzt sich ins Wasser, nun eine sichere Beute des Jägers, wenn er gleich zur Stelle ist.

Kein Wunder, daß die brasilische Urwaldskolonie ohne jeden Vorbehalt einer Art von Personen in Europa schon empfohlen wurde, denen, die dort Wilderer sind oder werden. Kein Jagdgesetz, keine Schonzeit, kein Förster hindert hier den Jäger — freilich, die Folgen stellen sich auch bald ein; die Jagdgründe leeren sich.

Aber nicht bloß zur geradezu gewerbs- und erwerbsmäßigen Jagd lud der Plate ein; auch für feiner gestimmten Naturgenuß, für sinnige Natur- und Tierbetrachtung, für einige stille Tage einsiedlerischen Lebens bot das Platehaus erwünschte Unterkunft. Wann war es reizender auf dem Urwaldflusse, frühmorgens, wenn Nacht und Nebel sich verzogen und die Stimmen der Vögel erwachten, am hohen Mittag, wenn auf Wasser und Wald ein grüngoldener Lichtglanz ausgegossen war und die Mittagsstille nur vom Girren der Waldaube unterbrochen wurde, oder am Abend, wenn die Wildenten den Fluß entlang strichen, ihren Ruheplatz für die Nacht aufzusuchen? Vieles entbehren die Urwaldskolonisten am Rande der Wildnis, insbesondere die Gebildeten unter ihnen. Aber der Naturfreund feiert seinen Freudentag, der ihm Konzert und Theater ersetzt, wenn er in die Tiefe der fast noch unentweiheten Urwaldwildnis vordringt und die Natur belauscht in ihrem noch unveränderten Schöpfungszustande. Er hat einen Festtag der Seele, in solcher Einsamkeit eine Schrift der alten Mystiker mitzunehmen und sich in ihren dem lärmenden Tages- und Weltgetriebe abgeneigten Tief Sinn zu versenken.

Der deutschen Jugend aber ist weithin der Rio Plate nicht unbekannt geblieben. Eine klassische Darstellung einer brasilischen Urwaldtour ist ihr vor wenigen Jahren durch den früheren Ingenieur der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft, Dr. Weststein geworden in seinem mit soviel Beifall aufgenommenen Buche: „Mit deutschen Kolonistenjüngens durch den brasilischen Urwald“ (Verlag Engelmann, Leipzig), in der die Auffindung der Mündung des Plate von dem unbekannten Quellgebiet her eine so wichtige Rolle spielt.

Nun neigen die idyllischen Naturtage und die epischen Reisetage am Plate ihrem Ende zu. Die Indianer-Kommission ist eingezogen, holt sich vollends, was Wald und Wasser zu geben haben, und bereitet die Zeit der häuerlichen Arbeitstage vor.

Ein Waldschlag von etwa 20 Morgen ist für künftige Anpflanzung gemacht; die Pikade Scharlach-Moema wird wieder eröffnet. Der Führer der etwa 25 Köpfe zählenden Turma (Abteilung)

ist der Indianer=Inspektor von Rio Grande do Sul, Dr. Raoul Abbott, als Kommissar für die 5000 zahmen Indianer Rio Grandes mit dem Leben und Treiben der Eingeborenen wohl vertraut. Mit den Ueberzeugungen und dem Aufopferungssinn des Positivisten macht er sich an seine schwierige und nicht ungefährliche Aufgabe. Ein vor einiger Zeit in Parana eingefangener Botokude sollte zum Dolmetscher ausgebildet werden, wenn es sich um Botokuden handelt. Er ist aber schon ziemlich alt, und das auch in Brasilien geläufige Sprichwort: „Ein alter Esel lernt nichts mehr“ scheint auch auf ihn zu passen. Es ist schon bekannt, daß die Botokuden im Zählen sehr schwach sind. Was über 2 oder 3 hinausgeht ist „sch“ = viele. Die Zahlen von 1—5 wollten ihm nicht in den Kopf, trotz längerer Vehrarbeit. Ebenso schwer merkte er sich die brasilischen d. h. portugiesischen Ausdrücke. Immerhin ließ sich schon ein kleines Vokabular aufstellen von Tieren, Gliedern des Körpers und allerlei Dingen.

Die Vorfahren der jetzigen Brasilianer, die Portugiesen, übernahmen die Bezeichnungen von Flüssen, Bergen und anderen Vertlichkeit vielfach von den Eingeborenen, eine Erscheinung, die sich auch auf anderen Gebieten, wo Einwanderung und Wanderung stattfand, vollzogen hat. Der Name des Hauptflusses, Itajahy, ist indianischen Ursprungs. Ita bedeutet Stein, sch viel, y Wasser. Der Fluß ist damit ganz richtig bezeichnet als das Wasser mit vielen Steinen oder Felsen. Das Y für Wasser finden wir noch mehrfach, so in Uruguay = Wasser des bunten Vogels, Y-guassu = großes Wasser.

Als dem zahmen Botokuden die Pfeile gezeigt wurden, die die Buger auf Vieh in Bonso Redondo abgeschossen hatten und das sich mit diesen Pfeilen im Leib noch nach Hause geflüchtet hatte, machte er gleich deutlich, daß die Pfeile nicht von Botokuden stammen, die als kleinere Leute nicht so lange Pfeile führen, sondern von Gaingangos, der indianischen Bezeichnung für den von den Portugiesen und Brasilianern als Koroaden bezeichneten Stamm. Wie für die Botokuden der Lippenpfloß das Kennzeichen ist, so für die Koroaden ihre Haartracht. Sie schneiden sich das Haar in mittlerer Länge rund um den Kopf so ab, daß ihnen das Haar wie eine Krone (coroa) auf dem Kopfe zu ruhen scheint. Daß die beiden Stämme, Botokuden und Koroaden, sich feindlich sind, brachte man schon früher in Erfahrung; der Botokude machte auch kein Hehl daraus, daß er die Koroaden am liebsten niedergeschlagen sehe.

Da bei einem der oben erwähnten Züge der Bugerjäger nach Ueberfall eines Indianerlagers Kinder eingefangen wurden, deren Sprache weder die der Koroaden noch der Botokuden war, auch nicht Guarany, so erhebt sich die Frage, ob man es mit einem bisher ungekannten Stamme, der freilich nicht sehr groß sein konnte, zu tun hat.

Der zahme Botokude zeigt übrigens keine Spur von ursprünglicher Wildheit mehr; nicht einmal von Eigensinn; er ist durchaus

folgsam wie ein Kind und naiv-fröhlich, allerdings auch ohne jeden eigenen Drang zu einer Tätigkeit. Wenn ihn etwas schmerzt, ist er auch sogleich traurig und zu Tränen geneigt. Er ist von kleiner, untersehter Gestalt, mit straffem, schwarzem Haar, von bräunlich-gelber Hautfarbe, etwas vorstehenden Backenknochen, nicht gebogener, an der Spitze und den Flügeln breiter Nase; in allen diesen Merkmalen stark an den mongolischen Typus erinnernd. Mit diesem Botokuden, dessen Waldname Tadätt = Wildschein ist, war, wie gesagt, als Dolmetscher nicht viel gedient. Daher sollte der Indianer-Inspettor von Parana aus den dortigen Toldos weitere zahme Indianer zuführen. — —

Es ist gerade ein Monat verflossen, vom 15. September bis 15. Oktober, daß ich wieder am roh gezimmerten Tisch des Platehauses sitze und weiter schreiben kann. In diesem Monat haben die beiden Inspektoren des Indianerdienstes eine überaus beschwerliche Tour ausgeführt, bei der ich sie auf ergangene Einladung hin begleitet habe. Eine Waldreise ist vollendet, bei der die Ankunft an der Mündung des höher und auf der anderen Seite des Hercilio gelegenen Denefe eine ähnliche Rolle spielte, wie einst bei der Wettstein'schen Expedition die Erreichung des Plateauslaufs. In einer vierstündigen, anfänglich durch Stromschnellen sehr gefährdeten Fahrt, sind wir heute vom Lager am Denefe wieder zum Platehaus alle 19 Mann gesund, wohl durch Anstrengung und Hunger noch etwas schwach, zurückgekehrt und fühlen uns nach all den Quartieren in Wald und Wildnis hier wie daheim. Ehe es aber der Heimat zugeht, und die in 6 Wochen liegen gebliebene Arbeit mit der andern, täglich einlaufenden, den Sinn gefangen nimmt, mögen diese Zeilen festhalten und darstellen, welche Erlebnisse sich von neuem an den Plate knüpfen.

Der erste Teil der Waldreise führte auf der wiedereröffneten Waldpitade in drei Tagen bis auf das Hochland. Die Platestation und künftige Platestadt wird den Verkehr zweier Zonen vermitteln. Am Hercilio und Plate zeigt schon der Urwaldbestand dem Kenner an, ohne daß er große meteorologische Vorstudien zu treiben braucht, daß wir uns noch in der Region des warmen Küstenlandes befinden. Palmiten, Schirmbäume und das große Taquarrohr (eine Art Bambus), die hier noch vorkommen, lassen darauf schließen, daß hier unter der Hand des Ansiedlers Zuckerrohr, Kaffee, Maniok, außer Mais und Bohnen, noch gedeihen werden, wenn auch ein ausnahmsweise harter Winterfrost (etwa bis 2°) einmal Schaden tun kann. Höher hinauf ändert sich der Wald; sind die Charakterbäume des Waldes Pinien (Araukarien) und Imbujen geworden, so sind wir ins Gebiet des kühleren Hochlandes eingetreten, wo schließlich Berg und Wald mehr und mehr zurücktreten und den breiten Höhenrücken und Ebenen des Ramps oder Graslandes Platz machen. Mit dem Ueberschreiten der Wasserscheide zwischen Itajahy und Parana ändert sich auch der Boden. Die Flüsse, in deren Quellgebiet wir, jenseits kommen, heißen Rio Preto und Rio Negro,

d. h. der schwarze und der dunkle Fluß, so gefärbt von dem umgebenden schwarzen Boden. Diese Schwarzerde ist freilich das gerade Gegentheil der berühmten Schwarzerde Rußlands. Sie zeigt moorigen Boden an, weil in kurzer Tiefe undurchlässige Tonschichten auf Sandstein folgen; dieses ganze Gebiet dient daher nur zur Viehzucht. Die brasilischen Familien, die weit zerstreut hier wohnen und die Aufsicht über das Vieh führen, das, wie das Land, gewöhnlich in der Stadt wohnenden Großgrundbesitzern gehört, haben daher ihre Pflanzungen stundenweit ab an den zum Percilio sich senkenden Quellbächen angelegt. Hier fanden nun die Wilden in doppelter Weise gedeckten Tisch, den sie wie nie zuvor in einem Jahre sich zu nuzen machten. Aus der freien Weide dringt das Vieh tief in den lichten, gras- und rohrdurchwachsenen Wald zur Winterszeit ein, zumal wenn, wie dieses Jahr ein starker Frost und richtiger Schneefall eintritt. Diese lichten Wälder, mit Pinien, Matebäumen und Baumfarren durchseht, auf dem Uebergang vom subtropischen Küstenwald zum Grashochland bieten die von den Viehzüchtern geschätzten Winterweiden sog. Inverradas. Sommers hält sich das Vieh wegen des Ungeziefers (Brensen, Dasselstiegen &c.) lieber auf dem freien Ramp auf. Während es der Züchter oder Aufseher hier leicht vor Augen hat, ist es zur kühlen Zeit in den Wäldern versteckt, wo es nun von den Indianern leicht erbeutet werden kann. Die an der Grenze gegen die Hansa zu wohnenden wenigen Züchter (Facendricos) gaben ihren Verlust in den letzten Monaten auf 300 Stück Vieh an; nicht bloß Rindvieh, sondern auch Pferde und Maultiere. Aber damit nicht genug. Sie wurden von den Wilden auch aus ihren im Wald liegenden Pflanzungen vertrieben und um den ganzen Ertrag an Mais, Bohnen und Kürbis gebracht. Man merkte es den geschädigten Leuten wohl an, daß sie es am liebsten gesehen haben würden, wenn die Indianer einen Denktettel bekommen hätten, der ihnen das Wiederkommen für immer verleidet hätte, umsomehr, da die Regierung jeden Anspruch auf Schadenersatz abweist. Indes das war nicht unsere Aufgabe, die klar dahin lautete, ein friedliches Einvernehmen mit den Urbewohnern herzustellen.

Als der Indianer=Inspektor von Parana, Dr. José Maria de Paula mit seinem Begleiter, dem Leutnant Mario de Bittencourt eingetroffen war, wurde nach Prüfung der Sachlage ein gemeinsames Unternehmen verabredet. Wir verlegten unser Lager zunächst nach der Kolonie Moema.

Schon vor etwa 20 Jahren hat die Staatsregierung von Parana auf der langen, mehr oder weniger breiten Rückenlinie der Wasserscheide zwischen Rio Percilio und Rio Negro eine Straße angelegt, rechts und links davon Kolonielose von je 25 ha vermaßen lassen und mit Ruthenen und Polen besetzt. Die ganze Kolonie heißt Lucena und ist eine Tagereise von dem Städtchen Rio Negro entfernt, von wo eine Bahn nach Cartysba führt, die demnächst von der São Francisco=Ignassu-Linie geschnitten wird. Lucena hat

verschiedene Teile oder Kolonisationslinien; die für uns nächste war die Linie Moema, fast ganz von Ruthenen bewohnt. Jeder Kolonist bekam ein Los auf der Hercilio-Seite zur Pflanzung, und eins auf der Rio Negro-Seite zur Weide für das Vieh, den ha zu 10 Milreis im Durchschnitt

Wer aus dem unteren Itajahy kommt, aus Blumenau und Hansa, wo die Siedlungsstraßen sich stets durch die Täler ziehen und winden, der ist auf der Höhenstraße von Moema überrascht von dem weiten Fernblick, der das ganze obere Herciolotal umfaßt, darin sich in trapezförmiger Gestalt wie ein Herrscher der Morio Tajo erhebt. Das andere Gute von Moema ist sein Schwarzbrot, da die Kolonisten viel Roggen anbauen. Sonst ist von Moema nicht viel zu rühmen, es zählt etwa so viel Einwohner wie die Hansa, und ist doppelt so alt als diese Kolonie; es findet sich aber kein einziges Steinhaus und die beiden einzigen, kleinen Geschäfte sind in Händen von Deutschen, die auch Herberge gewährten. Von stattlichen Gasthäusern, großen kaufmännischen Geschäftshäusern wie in der Hansa, keine Spur. Ist's der Unterschied der Höhenlage oder der Volksart der Kolonisten, der sich im Zustand beider Kolonien äußert?

Nur eins sei noch zum Vergleich erwähnt. In Moema wurde auf Anregung des einen der deutschen Kaufleute eben jetzt — nach 20 Jahren — von einem neu gegründeten Schulverein das erste und einzige Schulhaus der Kolonie gebaut. Die Hansa hat seit Jahren 9 Schulen und richtet auf Ende des Jahres die 10. ein.

Die Kolonisten von Moema führen besonders Mate und Roggenmehl aus und führen von unten Zucker, Kaffee, Maniokmehl und alle Industriewaren ein. Auf dem großen Umweg über Rio Negro geht ihr Mate nach Joinville; die Wagen sind, je nach Witterung, 10—20 Tage unterwegs; sie könnten auf dem Moema-Plate-Scharlach-Wege in 2—3 Tagen an der Station Hansa sein. Wenn Herr Dr. R. Abbott seine Pläne zu Ende führt, wird er dem Handel von Blumenau und Hansa einen großen Dienst geleistet haben.

Doch wir standen auf der Höhe von Moema und musterten das nach Westen vor und unter uns liegende Gelände nicht als Handels- sondern als Indianerkommission.

Die Leute von Moema haben sich, anstoßend an ihr Hercilio-Kolonielos, schon viel Land von der Regierung von Parana weiterhin erworben, für 7 Milreis den ha, aber nur ein Brasilianer hatte es vor drei Jahren gewagt, außerhalb der Kolonien, in der Tiefe des Rio Bispo, eines Nebenflusses des Hercilio, sich niederzulassen; er war jedoch seit einem halben Jahr wegen der Indianer wieder von dort weggezogen. Da die Brasilianer immer gerne fischen — ihr Sprichwort sagt: Wer am Wasser wohnt, verhungert nicht — so hatte er sich von seinem Wohnort noch eine halbe Waldtagereise weit bis zur Einmündung des Bispo in den Hercilio einen Walddurchhau gemacht. Im Rahmen unseres Planes war uns damit

die Anfahrtslinie gegeben. Da allgemein die Ansicht verbreitet war, daß die Eingeborenen in der Nähe des Morro Tajo eine größere ständige Niederlassung hätten und wohl über 1000 Köpfe stark seien, hatten wir uns entschlossen, um darüber Klarheit zu schaffen, die von weitem wohl sichtbare, aber von einem Weißen noch nie betretene Wildnis zu durchziehen, den Tajo-Berg zu ersteigen und von da den Zufluß des Hercilio von rechts zu erreichen, der den Namen Denefe führt. An dessen Mündung sollte uns vom Plateau her eine Abteilung Leute erwarten und womöglich den Denefe entlang entgegengehen. Bis zur Mündung dieses Flüsschens kann der Hercilio mit Rähnen noch befahren werden; von dort ab, weiter aufwärts, treten die Ufer eng und wie Felsenmauern zusammen und bilden eine richtige Schlucht oder Klamm, mit Höhlen und Grotten einer wahren Drachenschlucht.

Unser tapferer, tüchtiger und treubeforgter Führer, Dr. Abbott, aus der Riograndenser Campanha gebürtig, wo die Sonne von keinem Berg verdeckt wird, ging mit frohem Mut an die Ausföhrung, er ahnte noch nicht, wie viel Schluchten solch ein Kathriner Urwald in sich birgt. Schätzte doch selbst einer der Deutschen von Moema, der schon als Vermesser tätig gewesen war, die Entfernung bis zum Morro Tajo auf nur 30 km. Man rechnet im Urwald, wenn er nicht zu sehr verwachsen ist, namentlich wenn das harte, stachelige Taquarrohr fehlt, etwa 10 km Tagesleistung. Wir legten aber, wie der Schrittmesser ergab, 60 km bis zum Tajo und 65 km von dort bis zum Denefe zurück und waren dementsprechend nicht 7 sondern 14 Tage im Walde unterwegs, wobei es uns noch sehr zu statten kam, daß wir in der Nähe des Tajo auf eine Art Plateau kamen mit lichtem Wald, in dem sich leicht marschieren ließ. Die mitgenommenen Vorräte waren auf 10 Tage berechnet; in den ersten Tagen müchte es jeder der Lebensmittelträger bald leichter haben und so wird recht tüchtig gegessen. Umso mehr war in der zweiten Woche Schmalhans unser Küchenmeister, dem der Wald nur wenig zu Hilfe kam. Für Pinienfrüchte war es keine Zeit; glücklicherweise trafen wir auf dem Rückmarsch bald wieder Palmiten an, die wenigstens Beeren und ihren sog. Kobl — das weiße Mark im Blattkolben — lieferten. Wahrhaft stärkend war der wilde Honig. Es hätte wenig gefehlt und wir hätten schließlich zwar nicht Heuschrecken, aber die Bienenlarven verzehrt, die unser Botofude mit Wollust verschlang, ebenso wie die Maden großer Käfer, die in altem, faulen Holze leben. Die hohe Jagd im Walde ist nur ergiebig entlang den Flußläufen; wir strebten aber gerade der Höhe zu, sie erfordert auch Zeit, die wir uns je länger je weniger nehmen konnten. Immerhin hatten wir auf einige Beute an Waldhühnern gehofft, worin wir uns aber täuschten. Zwei rote Brüllaffen wurden eine Zierde des Tisches oder vielmehr der Mahlzeit, denn einen Tisch gab es nicht. Am zweitletzten Tage, als die Kniee schon recht schlapp wurden, kam, „wie vom Himmel gesandt“, nach dem treuherzigen Worte eines der brasilischen Träger, ein Reh

in unsern Weg, als wir schon am Hercilio die Klamm abwärts zum Denefe stiegen. Das Reh wurde im Fluß erlegt, es ging aber unter und war zunächst nicht wieder zu sehen. Schon gaben wir es schweren Herzens verloren, weil wir nicht warten wollten, bis es nach einigen Stunden wieder hoch gehoben wurde. Aber der eingeeengte Fluß kam uns zu Hilfe. Seine rasche Strömung brachte das Wildpret bald wieder an die Oberfläche, trieb es jedoch durch Strudel und Fälle. Wer mochte es da herausholen? Keiner der „Kameraden“ d. h. der Träger oder Arbeiter wollte es wagen; schon hatte ich meinen Rucksack abgeworfen, da stürzte sich mein „Kamerad“ ins reißende Wasser, wurde mit samt dem Reh einige Male herumgewirbelt, brachte aber sich und die Beute glücklich an Land. Wie der Braten schmeckte! Zum Abend- und Morgenimbiß war es jedoch schon alle damit, zu Mittag gab es Palmitenfohl und Honig und am Abend hatte ich die Wette um eine Flasche vinho do reino (Wein vom Königreich d. h. von Portugal) glücklich gewonnen, daß wir vor 5 Uhr Abends am Denefe eintreffen werden. Fünf Minuten vorher betraten wir das dortige Lager und gleich darauf fing es zu regnen an, nachdem es, zu unserm großen Glück, seit Moema keinen Tropfen geregnet hatte. Wir wurden an den nächsten zwei Tagen durch Regen und Flußwasser noch gründlich durchnäßt, aber von dieser Nässe mit Katarrh konnte man sich zu Hause trocknen und erholen.

Ein gefährlicher Feind bei einer solchen Tour — der Regen — hatte uns, wie gesagt, verschont. Hätte er uns länger heimgesucht und hätte die vielen durchmessenen Abhänge und Schluchten glatt und schlüpfrig gemacht, wer weiß, wie es uns noch gegangen wäre, da die Leute am Denefe uns immer diesem Fläschchen entlang entgegenearbeitet hatten und nicht am Hercilio. Ebenso wenig wurden wir von anderer Seite, die uns leicht hätte gefährlich werden können, belästigt, nämlich den Indianern. Die Behauptungen von ihrer großen Zahl, ihrer Niederlassung — ja geradezu Burg — auf dem Tajo-Berg erwies sich als reine Legende. Wir trafen nur wenige Spuren von ihnen, am allerwenigsten am Maero-Tajo selbst, wo uns nur ein fast verhungertes, verirrter Bugerhund zulief, den wir mitführten und mitfütterten, solange wir selber etwas hatten, dann blieb das arme Tier zurück. Einer der den Spuren nach zahlreich streifenden Jaguare wird es sich zur willkommenen Beute geholt haben. Schon auf dem Rückwege trafen wir zwei frische Ramhos und viel umgehauene Palmiten. Die Buger haben sich durch ihre Ueberfälle längst in den Besitz von Äyten gesetzt; sie hauen dicke Bäume — der Bienennester wegen — so geschickt um, wie nur irgend ein weißer Waldschläger. Wir hatten außer dem schon genannten Botokuden noch einen zweiten, der portugiesischen Sprache mächtigen, seit der Vereinigung mit dem Indianerinspektor von Parana bei uns und einen koroadischen Mischling. Wo wir in die Nähe frischer Spuren kamen, ließen wir durch diese zahmen Indianer die Erkennungsrufe ausstoßen, die besonders nach Einbruch

der Nacht, wenn alles ruhig war, weithin gelitten; aber ohne Erfolg. Wir konnten auch nie bemerken, daß wir von den Wilden belauert oder belauscht wurden. Da im dichten Wald nur immer einer hinter dem anderen auf der von 2—3 Vorderleuten mit dem Waldmesser eröffneten Pfade gehen kann, und die Kolonne sich oft weit auseinanderzieht, so ist ein Ueberfall auf Vereinzelte bei solchen Touren schon vorgekommen. Um uns blieb alles friedlich und leer. Es kann sich unmöglich um eine sehr große Anzahl von Eingeborenen handeln, sondern nur um eine kleine Horde, die sehr beweglich ist und bald da bald dort an den Grenzen des großen Waldgebiets auf- und austritt. Sie hatte sich aus dem Gebiet des Hercilio oder Nordarms des Itajahy bereits wieder ins Westarmgebiet verzogen, wo sie auch gespürt wurden. Aus dieser Feststellung ergibt sich die Wichtigkeit und Notwendigkeit, diese Gebiete zugänglicher zu machen, mit Straßen und Kolonisationslinien zu durchziehen, um dadurch auch die Wilden besser in Aufsicht zu nehmen. Von der Jagd und den wenigen ekbaren Erzeugnissen des Waldes können sie nicht mehr leben; Anpflanzungen und Niederlassungen haben sie tatsächlich nicht, so bleibt ihnen nur der Raub, solange sie in Wildheit und Freiheit verharren wollen. Diesem Zustande muß natürlich möglichst bald ein Ende gemacht werden. Dies könnte bald geschehen, wenn an die Verkehrs- und Siedlungsstraßen, die Dr. Abbott öffnen und anlegen läßt, mit Bundesunterstützung einige hundert Familien eingeführt würden; ja nur hundert Familien würden schon viel bedeuten, wenn sie in der Hansa aus diesem besonderen Anlaß ähnliche Vergünstigungen bekommen könnten, wie auf Regierungskolonien. Sobald mehr Ruhe und Sicherheit vor den Wilden da ist, wird aber das ganze plateauartige Land rechts vom Hercilio, zwischen diesem und dem Westarm des Itajahy von Viehzüchtern und Mate-sammellern besetzt werden, denen es schon jetzt Weide und Mate in Menge bietet. Gegenüber den Schwierigkeiten der Wasserbeschaffung in Deutsch-Südwest-Afrika ist eine Viehfarm am oberen Hercilio ebenso leicht wie einfach einzurichten. Freilich erfordert dies einiges Kapital; mittellose Kolonisten können nicht sofort große Farmer werden, sondern müssen als Kolonisten, d. h. Kleinbauern, anfangen. Aber auch für Ackerbau mit Pflugwirtschaft, wozu die engen, unteren Täler oft wenig Raum bieten, finden sich weite, geeignete Strecken, die voraussichtlich für Getreidebau gut passen. — —

Den Anmarsch zum Tajo hatten wir durch das Tal des Rio Bispo genommen. Den Hercilio überschritten wir auf einem schnell aus Waldbäumen zurechtgemachten Floß und folgten zunächst einem von rechts kommenden Nebenfluß, der künftig den Namen Dr. Abbott führen soll. Am Abend des dritten Tages seit Ausbruch von Moema lagerten wir an einer Stelle, wo dieser Fluß einen prächtigen Wasserfall bildet (8 m freier Fall). Dann erstiegen wir die ihn rings begleitenden Höhen (Serra), in der Absicht, auf dem oberen Kamm dem Moero Tajo uns zu nähern. Aber die Kammlinie und die auf den Tajo eingestellte Kompaßlinie deckten sich nicht.

Wir folgten der letzteren und hatten daher in beschwerlicher Weise etwa ein Duzend Bäche und ihre z. T. tief eingeschnittenen Schluchten zu überqueren, bis wir auf der Platte uns befanden, über die sich der Tajo in verhältnismäßig geringer Höhe, aber völlig frei und unvermittelt erhebt. Er bildet oben einen ziemlich ebenen, oft nur 1—2 m breiten, mit Gebüsch und Bäumen bewachsenen, etwa 1 km langen, ziemlich nord-südlich verlaufenden Kamm, der auf der Südseite in zwei Flügel auseinandertritt. Am 6. Tage standen wir oben, holzten die Norddecke ab, um freie Aussicht zu haben, und nächtigten oben. Ein gewaltiges Feuer gab nach Moema hin das Zeichen, daß wir angelangt waren; es wurde von dort aus erwidert. So weit umfassend die Aussicht ist in das ganze Gebiet des Nord- und Westarmes des Itajahy, so hat sie doch dadurch etwas Eintöniges, weil außer der Linie von Moema—Lucena nichts von menschlichen Kulturzeichen sichtbar war. Ein Meer von Wald, eine Menge Berge, Täler und Hochflächen ohne Namen! Wie ein Riesenaltar steht der Berg da, auf dem die Einsamkeit als Priesterin der Göttin Natur das Schweigen des Waldes opfert. Wir geloben uns, sobald es möglich ist, hier oben ein Friedensdenkmal zu errichten, das zum Frieden mahnen solle zwischen S. Katharina und Parana, zwischen Weißen und Roten, zwischen den Konfessionen und Nationalitäten der eingewanderten Weißen.

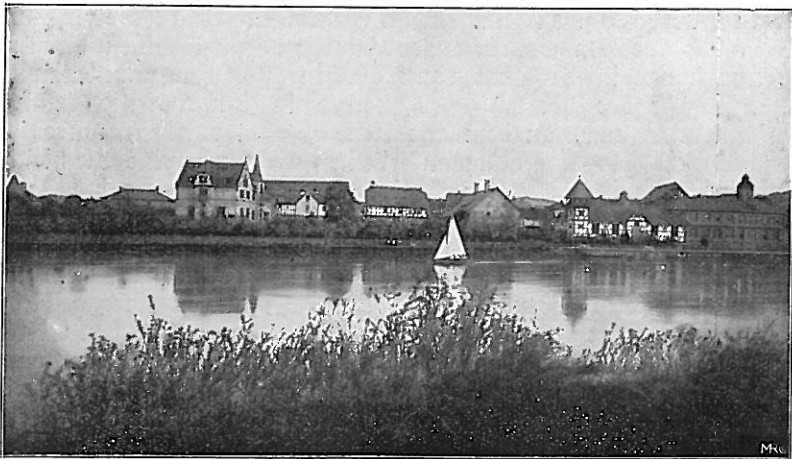
Leider konnten wir ein verabredetes Feuer- und Rauchzeichen der uns entgegengehenden Schar am Deneke nicht erblicken. Die Karten konnten keine genaue Auskunft geben; in dieser Gegend war der Morro Tajo nur mutmaßlich nach Sicht eingezeichnet, aber noch kein Fluß und Bach. So waren wir nicht sicher, welches der verschiedenen Täler, die sich eins hinter das andere schoben, das des Deneke sei. Der Karte nach konnten höchstens zwei oder drei Nebenflüsse dazwischen sein. Beim Rückmarsch bogen wir, am 4. Nebenfluß angekommen, von der südlichen zur östlichen Richtung ab und kamen in das Tal eines großen, noch ganz unbekannten Nebenflusses, der oberhalb des Deneke in den Hercilio mündet. Auf einem Baume, an dem alle Nester gefalpt wurden, wurde die brasilianische Flagge gehißt; an seinem Fuß wurde eine Blechbüchse voll Geschenke für die Wilden niedergelegt.

Nun war nicht bloß die Legende von der Indianerburg zerstört; noch andere Phantasien mußten vor der nüchternen Wahrheit weichen und sich verflüchtigen, wie Nebel vor der Sonne. Wo waren die Stollen, welche die Jesuiten einst in den Berg getrieben haben sollten, um das Silber zu gewinnen für die silbernen Glocken auf dem kunstvoll gebauten Kirchturm im einstigen Jesuitenstaate? Wo waren die Höhlen, in denen die Zwerge Gold und Edelsteine hüteten, oder die Felsenkirche, die die Jungfrau Maria dem Monge (mönchischer Einsiedler) Ivãc Maria in einem Gesicht gezeigt hatte, in himmlischer Schönheit strahlend und das Paradies auf Erden verheißend, wenn er bis zum Morro Tajo vordringe? 80 Familien hatten sich vor 4 Jahren ihm angeschlossen, mußten jedoch, ehe sie

ans Ziel kamen, wegen Mangel an Lebensmitteln umkehren. Er selber mit seiner Familie hielt aus, wurde aber mit den Seinigen von den Wilden umgebracht. Nichts von alledem; auch keine Schlangen waren da, die den Eingang zur Kirche hüten sollten, steil ausgerichtet, wie zwei drohende Stüde.

Es wollte mir fast leid sein, als einer der Begleiter meinte: „Ein Berg, wie andere Berge auch.“ Ich, der ich das europäische Touristengefühl noch nicht ganz verloren habe, fand einen gewissen Ersatz für das, was nicht angetroffen wurde, in dem Bewußtsein, mit unter denen gewesen zu sein, die als die ersten diesen Berg, inmitten des letzten geographischen Geheimnisses von Südbrasilien, bestiegen hatten. Von dem, was beim Rückmarsch unser bedeutendstes Erlebnis wurde, habe ich schon gesprochen. —

Als wir wieder am Plate waren, da begrüßte uns kein Hahnenschrei mehr; die Tigerfaze hatte Hahn und Henne geholt. Hoffentlich ist's kein schlechtes Vorzeichen für die weitere Arbeit des Indianerdienstes. — Wie unser Zelt auf dem Morro Tajo ein Friedenszeichen war, das unter sich Luso-Anglo-Deuto-Polaco-Botocudo- und Coroado-Brasilianer friedlich umfaßte, so möge der Indianerdienst Brasiliens im oberen Itajahythal bald seine Friedensarbeit zu aller Zufriedenheit, zum Vorteil des Staates und seiner Bewohner und zur Ehre der Menschlichkeit siegreich und schnell zu Ende führen.



Wilhelmshof.